

Heinrich Heine und Justinus Kerner - seelenverwandte Antagonisten der Romantik

Kein Lyriker mit Ausnahme von Goethe ist in Deutschland so populär geworden wie Heinrich Heine und kein Dichter seines Ranges hat in seinem Heimatland das Publikum so stark polarisiert.

Marcel Reich-Ranitzki umriss in seinem Bändchen „Der Fall Heine“ zum Heinejahr 1997 diese Besonderheit mit den Worten:

„Wenn es um Heine ging, wurde in Deutschland scharf geschossen. Ein geborener Provokateur war er und ein ewiger Ruhestörer. Er traf die schmerzhaftesten Wunden seiner Zeitgenossen, er kämpfte tatsächlich mit offenem Visier. Er ging ins Exil, um nie in Deckung gehen zu müssen.“ Doch damit hat Ranitzki nur eine Seite getroffen, die kämpferische Seite Heines. Hinzuzufügen wäre eine andere, die des verletzten Heine, des zurückgewiesenen, tief enttäuschten Heine, der nach Frankreich flüchtete, weil er es in Deutschland nicht mehr aushielt.

Vergiftet sind meine Lieder
Wie könnt' es anders sein
Du hast mir ja Gift gegossen
Ins blühende Leben hinein.

Neben begeisterter Zustimmung erfuhr Heine in Deutschland auch schroffe Zurückweisung. Einerseits schrieb Nietzsche über Heine: „Den höchsten Begriff vom Lyriker hat mir Heine gegeben. Ich suche umsonst in allen Reihen der Jahrtausende nach einer gleich süßen und leidenschaftlichen Musik. Er besaß jene göttliche Bosheit, ohne die ich mir das Vollkommene nicht zu denken vermag... und wie er das Deutsche handhabt!“ Andererseits provozierte diese „göttliche Bosheit“, die Nietzsche so faszinierte, und schuf ihm entrüstete Feinde, die sein Werk als dekadent, oberflächlich und seelenlos ablehnten. Typisch für den leidenschaftlichen Hass, den Heine zu Lebzeiten traf, ist August von Platens scharfe und gleichermaßen verräterische Polemik, wenn er Heine einen „unverschämten, hebräischen Witzling“ nannte. Heines Biographie, seine Dichtung und gleichermaßen die Aufnahme seines Werkes in Deutschland sind untrennbar verbunden mit der Geschichte und dem Schicksal der deutschen Juden im 19. und 20. Jahrhundert. Heine wuchs hinein in die beginnende bürgerliche Emanzipation, die zumindest theoretisch auch die Emanzipation der jüdischen Mitbürger einschloss. Der Hoffnung auf gesellschaftliche Integration, Gleichberechtigung, Chancengleichheit stand nach wie vor vorhandener, offener Antisemitismus gegenüber. Heine versuchte sich als Deutscher zu begreifen, war dafür sogar bereit, seine jüdische Identität abzulegen und musste erfahren, dass er von vielen seiner Zeitgenossen als nicht dazu Gehörender betrachtet und abgewiesen wurde. Diese Erfahrung prägte sein Leben und sie hat sich in seiner Dichtung niedergeschlagen. So bezeichnete E.T.A. Hoffmann Heines Werk als einen einzigen Angstschrei. Wann wurde Heinrich Heine geboren? Die Wissenschaft ist sich inzwischen einig und setzt als Datum den 13. Dezember 1797. Heine selbst jedoch bestand auf dem 13. Dezember 1799. Noch wenige Jahre vor seinem Tode verteidigte er diesen Termin als allein authentisch in einem Brief an seine Schwester. Er sei (Zitat) „jedenfalls authentischer als die Erinnerungen meiner Mutter, deren alterndes Gedächtnis keine verloren gegangene Papiere ersetzen kann.“ Warum Heine sich unbedingt zwei Jahre jünger machen wollte, darüber kann nur spekuliert

werden. Er selbst bezeichnete sich später ironisch als „einer der ersten Männer unseres Jahrhunderts“. Vielleicht bevorzugte er das Jahr 1799 auch, weil ein anderer quasi geboren wurde, wie der Heine-Biograph Fritz Raddatz vermutet. Napoleon Bonaparte stürzte im Spätherbst 1799 das Direktorium und wurde Erster Konsul. Heine vergötterte Napoleon zeit Lebens. Mit Napoleon kam die Emanzipation der Juden nach Deutschland, endete die jahrhundertlange Ghettoisierung. In einer biographischen Notiz wies Heine darauf hin, dass er bereits mit 16 sein Gedicht „Die Grenadiere“ geschrieben habe (Zitat) „als Ausdruck meines Kultes um Napoleon.“ Im Übrigen scheint ihm sein Geburtsjahr nicht sonderlich wichtig gewesen zu sein. So bemerkt er dazu in einem Brief: „Das Wichtigste ist, dass ich geboren bin.“ Über seine Ahnen schreibt Heine im Wintermärchen:

Zu Bückeburg stieg ich ab in der Stadt
Um dort zu betrachten die Stammburg
Wo mein Großvater geboren ward.
Die Großmutter war aus Hamburg.

Heines Urgroßvater war zu Anfang des 18. Jahrhunderts Sprecher der Schutzjuden Bückeburgs gewesen. 1717 wurden die Juden dort ausgewiesen. Die Familie ging nach Hannover. Heines Großvater war sehr wohlhabend, seinen Reichtum übertrafen noch einige seiner Söhne, wie Heinrich Heines Onkel Salomon, der neben den Rothschilds zu den reichsten Männern Europas zählte. Heinrich Heine hatte ein zwiespältiges Verhältnis zu diesem Onkel. Einerseits war seine Familie und er sein ganzes Leben finanziell von ihm abhängig. Salomon Heine hatte bereits seinen Vater Samson Heine, einen Glücksritter und Spieler, immer wieder vor dem finanziellen Absturz gerettet. Er zahlte nach dessen Tod der Mutter eine Rente und unterstützte auch seinen Neffen, dessen Dichterei er andererseits aber recht abfällig beurteilte. Überliefert ist folgendes Zitat von ihm. „Wenn der dumme Junge hätte gelernt machen Geschäfte, hätte er nicht gebraucht schreiben Gedichte.“ Aber auch Heinrich Heine war nicht auf den Mund gefallen, als er seinem Onkel ins Gesicht sagte: „Weißt du, lieber Onkel, das Beste an dir ist, dass du meinen Namen trägt.“

Salomon Heine wollte dafür sorgen, dass sein Neffe wirtschaftlich selbständig wurde. Er richtete ihm in Hamburg ein Manufakturgeschäft für englisches Tuch ein „Harry Heine und Co“. Doch das Unternehmen ging schnell bankrott - glücklicherweise - denn, um wieviel ärmer wäre die Weltliteratur, wenn - um noch einmal Onkel Salomon zu zitieren „der dumme Junge hätte gelernt machen Geschäfte!“

Heine ging einen anderen Weg. Er legte extern die Reifeprüfung ab und schrieb sich im Dezember 1819 an der Universität Bonn als Student der Rechte ein. Er wollte die neue Chance der Emanzipationsgesetze nutzen, die nun den Juden in Deutschland den Weg zur Universität öffneten. Heine wollte in vollem Umfang am studentischen Leben teilnehmen und trat der Burschenschaft mit Namen „Allgemeinheit“ bei. Er nahm an Demonstrationen für die Einheit und Freiheit Deutschlands teil und geriet in polizeiliche Untersuchungsverfahren, die im Juni 1820 zum Verbot dieser Burschenschaft führten.

Im Herbst dieses Jahres schrieb sich Heine an der Universität Göttingen ein. Wieder wurde er Mitglied einer dortigen Burschenschaft und erlebte bald eine tiefe Kränkung. Nach einem für alle Burschenschaften verbindlichen Beschluss waren (Zitat) „Juden, als solche, die kein Vaterland haben und für unseres kein Interesse haben können“, nicht aufnahmefähig. Heine wurde schmähsch hinausgeworfen.

Wenig später schreibt er einem Kommilitonen: „Alles, was deutsch ist, ist mir zuwider ... Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt mir die Ohren. Die eigenen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, dass sie auf Deutsch

geschrieben sind.“ Und doch bekennt er fast gleichzeitig in einem anderen Brief: „Ich weiß nur zu gut, dass mir das Deutsche das ist, was dem Fisch das Wasser ist, dass ich aus diesem Lebenslement nicht heraus kann...Ich liebe sogar im Grunde das Deutsche mehr als alles auf der Welt, ich habe meine Lust und Freude dran und meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls.“

In diesem Zwiespalt liegt die tiefe Tragik des zur vollständigen Assimilation bereiten deutschen Juden Heine, der erfahren muss, dass er immer wieder ausgegrenzt wird. Heine wird in diesem Punkt äußerst sensibel. Eine verbale Entgleisung eines Mitsudenten lässt ihn diesen zum Duell fordern. Duelle waren verboten, Heine muss die Universität Göttingen verlassen. In der „Harzreise“ gibt er dann die folgende etwas respektlose Charakteristik von Göttingen: „Im Allgemeinen werden die Bewohner Göttingens eingeteilt in Studenten, Professoren, Philister und Vieh. Der Viehstand ist der bedeutendste ...“

Heine geht von Göttingen nach Berlin, setzt dort sein Studium fort und erhält in den literarischen Salons der Stadt wichtige Impulse. Besonders beeinflusst ihn Karl August Varnhagen von Ense und seine Frau Rahel. In ihrem Salon lernte er Chamisso, Hegel, Schleiermacher, Alexander von Humboldt und de la Motte Fouqué kennen. Über Varnhagen schreibt Heine: „Er ist ein Mann, dessen äußere Stellung, Charakter, Kritik und Loyalität das höchste Vertrauen verdient, dessen Zuneigung ich mir ebenfalls durch die schöne Vermittlerin Poesie erworben habe, der übrigens der einzige ist auf den ich, in diesem falschen Neste, mich verlassen kann.“ Hier ist wieder diese Skepsis zu hören, erfahrene Enttäuschung und Furcht davor. Rahel Varnhagen, geborene Levin, hat in Bezug auf ihre jüdische Herkunft eine radikale Auffassung. In einem Brief an ihren Bruder schreibt sie: „Der Jude muss aus uns ausgerottet werden; das ist heilig wahr, und sollte das Leben mitgehen.“ Heine tritt am 28. Juni 1825 in Heiligenstadt zum protestantischen Glauben über - weniger aus Überzeugung, aber er ist bereit, die jüdische Identität abzulegen, um einen anerkannten Platz in der Gesellschaft zu erhalten. Im selben Jahr legt er seine juristische Staatsprüfung ab und ist nun Doktor beider Rechte. Doch wieder folgt eine Reihe von Enttäuschungen. Trotz Taufe, die er als „Entrée-Billet“ in die bürgerliche Gesellschaft betrachtet hatte, scheitert seine erhoffte Karriere. Er wird nicht als Rechtsanwalt zugelassen, 1828 wird seine Bewerbung um eine Professur abgelehnt, 1831 eine Bewerbung als Ratssyndikus abschlägig beschieden. Bereits ein Jahr nach dem Übertritt zum Christentum schreibt er: „Ich bereue sehr, dass ich mich getauft hab, ich habe seitdem nichts als Unglück.“ Als er 1831 antisemitische Ausschreitungen in Hamburg miterlebt, ist das Maß voll. Er packt seine Sachen und fährt nach Paris ins selbst gewählte Exil. Im Frankreich der Juli-Revolution von 1830 hofft er das tolerante Klima zu finden, in dem er angstfrei leben kann. Verbunden damit ist der Entschluss, als freier Schriftsteller zu wirken. Seit 1826 hat er zu dem Hamburger Verlagsbuchhändler Julius Campe Geschäftsbeziehungen. Dort erscheint 1826 der erste Teil seiner Reisebilder, ein Jahr später der zweite Teil und das Buch der Lieder. Doch davon kann der stellungslose Poet Mitte zwanzig nicht leben. Er ist weiter auf seinen Onkel in Hamburg angewiesen, der ihn auch in Paris mit einer festen Jahresrente unterstützt. Gönnerhaft unterschreibt Onkel Salomon seine Briefe mit: „Dein Onkel Salomon Heine - der Mann, der deinen Namen führt.“

Seine literarischen Arbeiten wurden in Deutschland zwar zur Kenntnis genommen, besonders erfolgreich war er aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Es sollte zehn Jahre dauern, bis die 5000 Exemplare der ersten Auflage seines Buches der Lieder verkauft waren. Seine schüchternen Kontakte zu den Großen seiner Zeit - Widmungsexemplare seiner ersten Bände gingen an Tieck, Uhland und Goethe - blieben jedoch unbeantwortet.

Der Besuch bei Goethe in Weimar geriet zur Katastrophe. Als Heine Goethe berichtete, er plane einen „Faust“ zu schreiben, beendete dieser eilig das Gespräch mit den Worten: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar?“ In Goethes Tagebuch ist die Begegnung mit drei

Worten vermerkt: „Heine von Göttingen“. Mit seiner unverwechselbaren, trockenen Ironie schreibt Heine über Goethes Weimar: „Ich war in Weimar; es gibt dort auch guten Gänsebraten. Das Bier in Weimar ist wirklich gut.“ 1827 vermerkt der junge Dichter selbstbewusst über Goethe: „Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der großen Geister verletzen; er kann doch nicht verhindern, dass sein großer Namen einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen Heinrich Heine.“

Heine konnte in Deutschland nicht mehr frei atmen, wo er erfahren hatte, als Bürger und Dichter ausgegrenzt worden zu sein. Er floh vor der doppelbödigen bürgerlichen Moral der Zeit, die einerseits den Kampf um bürgerliche Freiheitsrechte führen wollte, den Juden solche aber nur in der Theorie zugestand, in Wirklichkeit aber noch tief verwurzelt war im antisemitischen Denken früherer Jahrhunderte. Einige Briefzitate, Bekenntnisse Heines aus dieser Zeit mögen dies verdeutlichen. Er schreibt: „Wär' ich ein Deutscher - und ich bin kein Deutscher ...“, an anderer Stelle: „Ich habe nicht die Kraft einen Bart zu tragen und mir Judenmauschel nachrufen zu lassen.“ Weiter schreibt er, er werde „auf vielfache Weise gereizt und gekränkt“, man lasse „die Wogen des Judenhasses“ gegen ihn anbranden.

Wie lebte Heine im selbst gewählten Pariser Exil? Emotional teilte er das Schicksal vieler Emigranten, materiell weniger. Zu den 4000, später knapp 5000 Francs fester Jahresrente seines Onkels kamen Honorare seiner Bücher. Außerdem schrieb er seit 1832 regelmäßig als Korrespondent für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, dazu kamen gelegentliche Zuschüsse von seinem reichen Freund James Rothschild. Er selbst bezifferte seinen jährlichen Haushaltsbedarf mit ca. 13 000 Francs. Ein gelernter Handwerker verdiente damals in Paris etwa 750 Francs pro Jahr, Heine also das Siebzehnfache. Er konnte sich eine großbürgerliche Wohnung leisten, er beschäftigte Hausangestellte, einen Vorleser, einen Sekretär und zeitweise einen eigenen Übersetzer. Seit 1840 erhielt Heine darüber hinaus eine Pension von der französischen Regierung, die etwa dem Jahresgehalt eines Universitätsprofessors entsprach. Als während der Revolution 1848 diese Zahlungen bekannt wurden, gab es harte Angriffe gegen Heine. Man unterstellte ihm, er habe die Zahlungen erhalten, um als Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ günstig über die französische Regierung zu berichten, was er entrüstet zurückwies. In einem offenen Brief schrieb Heine: „Nein, die Unterstützung, welche ich von dem Ministerium Guizot empfang, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung, sie war - ich nenne die Sache bei ihrem Namen - das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Freunden spendete.“ Allerdings wurde Heine in einer Aufstellung des französischen Außenministeriums von 1840 über die Verwendung von Geheimfondsgeldern tatsächlich ausdrücklich als Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ geführt.

Heines Verhältnis zu Deutschland blieb in der Folge dauerhaft gespannt. Während er in Frankreich als Schriftsteller Fuß zu fassen begann - 1835 erschien die erste französische Buchausgabe „De l'Allemagne“ - wurde seine Wirkungsmöglichkeit in Deutschland stark eingeschränkt. Viele seiner Schriften fielen unter das Verbot des Bundestages gegen die Vertreter des Jungen Deutschlands. Sie wurden zunächst in Preußen und Österreich verboten, schließlich auch in Bayern. Heine kämpfte mit allen Mitteln - bis zur Selbstverleugnung - gegen dieses Verdikt. Er wandte sich an die Hohe Bundesversammlung und schließlich direkt an Metternich. Dabei scheute er sich nicht, recht devote Töne anzuschlagen. Sein Schreiben an die Hohe Bundesversammlung endet mit den Worten: „Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so seien Sie doch überzeugt, dass ich den Gesetzen meines Vaterlandes immer gehorchen werde. ... Ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten meiner geliebten Heimat.“ In einem Brief an einen Freund wettet er: „In Deutschland darf ich nichts drucken lassen als zahme Gedichte und unschuldige Märchen und doch habe ich ganz andere Dinge im Pult liegen; dass man ohne Anklage und Urteil, sozusagen meine Feder kon-

fisiert hat, ist eine Verletzung der unbestreitbarsten Eigentumsrechte, des literarischen Eigentums, eine plumpe Beraubung.“

Heine wollte gehört werden, gerade auch in Deutschland, seiner verlorenen Heimat, die ihn dennoch niemals losgelassen hatte. 1843 und 1844 reiste Heine zwei Mal nach Deutschland. Im Herbst 1844 erschien sein Versepos „Deutschland. Ein Wintermärchen.“, in dem er Reiseeindrücke mit ironischen Kommentaren zur politischen Situation verband und die Charaktereigenschaften seiner deutschen Landleute karikierte.

Es hat dieses Wintermärchen aber auch Züge eines politischen Glaubensbekenntnisses. In der Vorrede wendet sich Heine gegen Nationalismus und Franzosenhass. Er schreibt: „Pflanzt die schwarz-rot-goldene Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschentums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland ebenso sehr wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich 13 Lebensjahre im Exile verlebt und wegen eben dieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer. ... Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als dass ich wünschen sollte, dass meine Deutschen und Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Russland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs.“

Am Ende dieser Vorrede warnt Heine die Leser vor: „Um den Einzeldruck veranstalten zu können, musste mein Verleger das Gedicht den überwachenden Behörden zu besonderer Sorgfalt überliefern und neue Varianten und Ausmerzungen sind das Ergebnis dieser höheren Kritik.“ Tatsächlich reagierte die Zensur. Mehrere Jahre zogen sich die Auseinandersetzungen um ein Verbot des Wintermärchens hin. Schließlich wurde die Akte geschlossen, als im Jahre 1848 die Zensur zwischenzeitlich aufgehoben wurde.

Die letzten acht Lebensjahre Heines, von 1848 bis 1856, waren geprägt von zunehmend quälender Krankheit. Heine hatte ein Rückenmarksleiden, das ihn immer mehr ans Bett fesselte. Ungebrochen blieb sein Geist. Bis zuletzt schrieb Heine in seiner „Matratzengruft“, bis zuletzt blieb er seinem Stil treu. So verbindet sich trockener Humor mit tiefer Tragik, etwa in den Versen, mit denen er den Blick in den Spiegel beschreibt:

„Der Bursche behauptet, er sei ich selbst,
Wir wären nun eins, wir beide,
Wir wären ein einziger armer Mensch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schänke von Godesberg,
- In einer Krankenstube
des fernen Paris befänden wir uns -
Du lügst, du bleicher Bube!“

Auch der kämpferische Heine blieb sich bis zuletzt treu:

„Wenn ich sterbe, wird die Zunge
Ausgeschnitten meiner Leiche;
Denn sie fürchten, redend käm' ich
Wieder aus dem Schattenreiche.“

Heinrich Heine und die schwäbische Romantik

1890 veröffentlichte der Heilbronner Jurist und Dichter Robert Oechsler ganz im Ton Heinrich Heines ein als „historisch“ bezeichnetes Gedicht „Heine auf der Weibertreu“.

„Es ist eine alte Geschichte,
Ich erzähle sie nagelneu
Auch den Sänger des Buches der Lieder
Sah einst die Weibertreu

Die Burgruine erglänzte
Im Abendsonnenschein
Herr Heinrich und seine Gesellen
Die kneipten Romantik und Wein

Aus alten Zeiten winkt's ihm
Hervor mit weißer Hand,
Da tritt heraus aus dem Busche
Verkappt ein Denunziant.

„Hab ich die Ehre den Dichter,
Verfasser der Loreley?“
Er hüstelt und zwinkert und zupft sich
Die Vaternörder dabei.

„Zu dienen, mein Name ist Heine
Berühmt im deutschen Land.
Nennt man die besten Namen
So wird auch der meine genannt.“

„So muss ich Sie arrettieren,
Mein Herr, ich bedauere sehr.
Da auch meine Liste Sie zieren,
Ich bin Polizeikommissär.

Ich geleite Sie sicher heilbronnwärts,
Sie logieren im Turm über Nacht
Dann werden Sie mit Verlaubnis
Per Schub an die Grenze gebracht.“

In der in Weimar und Paris 1917 herausgegebenen Heine-Säkularausgabe findet sich unter dem Datum des 16. November eine Notiz von Fritz Mende: „Heinrich Heine besucht Maximilian Heine, der in Heidelberg Medizin studiert. Er trifft die Neffen seines Freundes Zuccalmaglio. Bei einem Ausflug zur Wartburg bei Weinsberg wird er als Verfasser der Reisebilder des Landes Württemberg verwiesen.“

Diesem Hinweis liegt eine Mitteilung eines der Neffen Zuccalmaglios zu Grunde, die Heine-Forscher Hermann Hüffer 1874 veröffentlicht hatte. Darin erinnert sich Vinzenz von Zuccalmaglio: (Eines Tages) „saß ich mit mehreren Studenten auf der Wartburg bei Weinsberg, jenseits Heilbronn. Heinrich Heine war mit einer anderen Partie Studenten, worunter auch sein

Bruder (Maximilian) anwesend. Da trat ein württembergischer Polizeimann in Zivilkleidern unter die zechenden Studenten und ließ sich den Verfasser der Reisebilder zeigen. Er ging dann auf Heinrich Heine zu und frug, ob er die Ehre habe, den Dichter Heine vor sich zu sehen. Der Angeredete schien freudig erregt und glaubte wohl, der Herr im Frack würde ihm Huldigungen, die seiner Dichtergröße gebührten, darbringen, wurde aber bitter enttäuscht, da er ihn im Namen des Gesetzes für seinen Häftling erklärte und auf dem Schub über die Grenze brachte.“

Dieser Aufsatz Hüffers lag vermutlich Robert Oechsler vor, als er „Heine auf der Weibertreu“ schrieb. Oechsler übernahm den letzten Satz fast wörtlich: „Dann werden Sie mit Verlaubnis/ Per Schub an die Grenze gebracht.“ Auffällig ist aber, dass in der Quelle von der „Wartburg bei Weinsberg, jenseits Heilbronn“ die Rede ist. Emig wies darauf hin, dass es sich bei der Quelle um ein handschriftliches Briefzitat handelt und dabei Wartberg leicht für Wartburg gelesen werden konnte. Der Wartberg ist sowohl von Heilbronn als auch vom Weinsberger Sattel aus zu erreichen, so dass auch die Formulierung „bei Weinsberg, jenseits Heilbronn“ als ungefähre Ortsangabe zu akzeptieren wäre. Außerdem befand sich auf dem Wartberg ein beliebtes Ausflugslokal, was zum Bild der zechenden Studenten passen würde. Oechsler hätte dann in dichterischer Freiheit den Wartberg bzw. die Wartburg durch die Weibertreu ersetzt. Heine befand sich im Herbst 1827 auf einer längeren Reise von Hamburg nach München, wo er für kurze Zeit Mitherausgeber der „Politischen Annalen“ des Verlegers Cotta werden sollte. Er hielt sich dabei in Heidelberg auf, von wo dieser Ausflug das Neckartal hinab zum Wartberg bei Heilbronn vermutlich unternommen wurde. Es war die Zeit der Weinlese und der Weinfeste. Allerdings erwähnt Heine diesen Besuch nirgends und geht nur sehr kurz auf den Aufenthalt in Württemberg ein: (Zitat) „Hiernächst sah ich auf der ganzen Reise niemand außer Menzel in Stuttgart. Die edlen Sänger dort (Gustav Schwab und Ludwig Uhland) hab ich nicht gesehn.“

Auch Weinsberg und das Kernerhaus scheint er links liegen gelassen zu haben. Wir finden - außer in einer kurzen Briefnotiz - weder bei Justinus Kerner noch in Theobald Kerners Buch „Das Kernerhaus und seine Gäste“ irgendeinen Hinweis auf Heine.

Heine dagegen erwähnt Kerner gleich mehrfach im Kreise der schwäbischen Romantiker. Am 4. Februar 1830 notierte die Schwester Varnhagen von Enses, Rosa Maria Assing, in ihrem Tagebuch: „Dann sprachen wir über Justinus Kerners jüngst erschienenen Buch „Die Seherin von Prevorst“. Er (Heine) hatte nur davon gehört, schien dagegen und erklärte sich vollends nach einigem, was ich daraus erzählte, dawider und meinte, er würde es wohl nicht lesen, es scheine ihm aber ein Buch, das recht für die Deutschen gemacht sei.“

In seiner „Romantischen Schule“ erwähnt Heine Kerner nur kurz. Im ursprünglichen Manuskript stand: „ Ebenfalls von Justinus Kerner habe ich Gutes reden hören; er hat Lieder gedichtet und schrieb ein Buch über klairvoyante Weiber und vergiftete Blutwürste.“ Im schließlich veröffentlichten Text lautete dann der Eintrag über Justinus Kerner und Gustav Schwab: „Herr Justinus Kerner, der fast gar nicht bekannt ist, verdient hier ebenfalls eine preisende Erwähnung; auch er dichtete in derselben Tonart und Weise die wackersten Lieder. Er ist ein Landsmann des Herrn Uhland. Dasselbe ist der Fall bei Herrn Gustav Schwab, einem berühmteren Dichter, der ebenfalls aus den schwäbischen Gauen hervorgeblüht und uns noch jährlich mit hübschen und duftenden Liedern erquickt. Besonderes Talent besitzt er für die Ballade und er hat die heimischen Sagen in dieser Form aufs erfreusamste besungen.“

Das klingt nicht gerade enthusiastisch, aber auch nicht ablehnend. Ganz anders äußerte sich Heine drei Jahre später im „Schwabenspiegel“, einer polemischen Schrift, in der Heine kräftig vom Leder zieht. Über Gustav Schwab und Justinus Kerner ist nun zu lesen: „Der bedeutendste von ihnen ist der evangelische Pastor Gustav Schwab. Er ist ein Hering in Vergleichung mit den anderen, die nur Sardellen sind. Er hat einige schöne Lieder gedichtet, auch etwelche hü-

sche Balladen; freilich mit einem Schiller, mit einem großen Walfisch muss man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Justinus Kerner, welcher Geister und vergiftete Blutwürste sieht, und einmal dem Publikum aufs ernsthafteste erzählt hat, dass ein Paar Schuhe, ganz allein, ohne menschliche Hilfe, langsam durch das Zimmer gegangen sind, bis zum Bette der Seherin von Prevorst. Das fehlte noch, dass man seine Stiefel des Abends fest binden muss, damit sie einem nicht des Nachts trapp! trapp! vors Bett kommen und mit lederner Gespensterstimme die Gedichte des Herrn Justinus Kerner vordeklamieren! Letztere sind nicht ganz und gar schlecht, der Mann ist überhaupt nicht ohne Verdienst, und von ihm möchte ich dasselbe sagen, was Napoleon von Murat gesagt hat, nämlich: „Er ist ein großer Narr, aber der beste General der Kavallerie.“ Ich sehe schon wie sämtliche Insassen von Weinsberg über dieses Urteil den Kopf schütteln und mit Befremden mir entgegenen: unser teurer Landsmann, Herr Justinus, ist freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beste General der Kavallerie! Nun, wie ihr wollt, ich will euch gern einräumen, dass er kein vorzüglicher Kavalleriegeneral ist.“ In ähnlicher Weise polemisiert Heine gegen Wolfgang Menzel und Gustav Pfitzer, über den er schreibt: „Aber ich kann ihn, der Vollständigkeit wegen, nicht unerwähnt lassen; die schwäbische Schule zählt ihn nämlich zu den ihrigen, was mir sonderbar genug dünkt, da er, in Gegensatz zu dieser Genossenschaft, mehr als reflektierende Fledermaus, denn als gemütlicher Maikäfer umherflattert und vielmehr nach der Schillerschen „Totengruft“ als nach Gelbveiglein riecht.. Mir wurden mal seine Gedichte aus Stuttgart zugeschickt. ... ich fand sie herzlich schlecht. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht.“

Dabei war Heines ursprünglicher Text vermutlich noch schärfer abgefasst. In einer Erklärung unter dem Aufsatz merkt Heine an: „Der Schwabenspiegel“, ein mit meinem Namen unterzeichneter und im Jahrbuch der Literatur von Hoffmann und Campe abgedruckter Aufsatz, ist, im Interesse der darin angesprochenen Personen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt, dass ich die Autorenschaft desselben ablehnen muss.“ In einem offenen Brief an Julius Campe vom 3. April 1839 wettert Heine: „Wer hat meinen „Schwabenspiegel“ verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cottaischer Zeitschriften?“

Hier ist der entscheidende Hinweis für den eigentlichen Grund von Heines Polemik. Mit „Redakteure Cottaischer Zeitschriften“ meint er in erster Linie Wolfgang Menzel, der von 1825 bis 1848 das einflussreiche „Literaturblatt“ zum Cottaschen „Morgenblatt“ herausgab, außerdem Gustav Pfitzer, der seit 1838 einen Teil des Morgenblattes redigierte. Gustav Pfitzer hatte in einem Aufsatz „Heines Schriften und Tendenz“ zuvor Heine scharf attackiert. Er tadelte dessen (Zitat) „frivole Witzsucht, seinen grundlosen Humor, seine würdelose Spaßmacherei, seinen Nihilismus ...,dem doch der Name des Juden noch anhaftet.“ Heine sei „dem Herkommen nach Jude, der in seinem Wesen und Charakter einzelne Züge von den Eigentümlichkeiten seines Volkes geerbt hat.“ Wieder war Heine Opfer einer von Antisemitismus geprägten Kritik geworden, gegen die er machtlos war, gegen die er nur mit ebenso scharfer Polemik reagieren zu können glaubte.

Wolfgang Menzel hatte in seinem Literaturblatt die Dichter des jungen Deutschland so hart angegriffen, dass sich der Bundestag in Frankfurt schließlich zum Verbot aller gesellschaftskritischen Schriften der Jungdeutschen, Heine eingeschlossen, veranlasst sah. Heine muss diese Haltung Menzels hart getroffen haben. Menzel war mit Heine seit den Tagen der Bonner Burschenschaft befreundet. 1827 hatte Heine bei ihm in Stuttgart auf seiner Reise nach München Station gemacht und in seinem Haus übernachtet. 1828 hatte er Menzels Buch „Die deutsche Literatur“ äußerst positiv rezensiert. Jetzt musste Heine in der veränderten zweiten Auflage 1836 Folgendes über sich lesen: „Er kokettierte mit heißem Schmerz über die Leiden der Völker ...,aber er kokettierte nur damit. Der tiefe Ernst Byrons fehlte ihm gänzlich und vor

allem Byrons Noblesse. Denn schon in seinen ersten Herzensergießungen fiel sein Jüdeln auf, seine Prahlerei.“ Heine war an seinem empfindlichsten Nerv getroffen.

Dann war dem „Schwabenspiegel“ noch die Affaire um den „Deutschen Musenalmanach“ für das Jahr 1837 vorausgegangen, der ursprünglich mit einem Porträt Uhlands als Frontispiz erscheinen sollte. Uhland winkte ab und der Verleger wählte, ohne den Mitherausgeber Gustav Schwab zu fragen, ein Porträt Heines. Schwab zog für die Ausgabe von 1837 seinen Namen als Herausgeber zurück und legte seine Mitarbeit nieder. Bereits Heines Auslassungen in der „Romantischen Schule“ hatten ihn und die anderen Dichter der schwäbischen Romantiker verstimmt. Sophie Schwab schrieb dazu in einem Brief an Kerner (8.3.1836): „Inzwischen kommt nun auch das niederträchtige Urteil von Heine über Uhland und die schwäbischen Dichter. Pfitzer, Menzel, Graf Alex, alle erklären, sie geben keine Beiträge und auch mein Mann findet, dass seine Ehre es nicht erlaubt, besonders seine Freundschaft für Uhland nicht, seinen Namen im Almanach zu nennen.“

Seit dieser Zeit nützte Heine jede Gelegenheit, um gegen die schwäbische Dichterschule zu polemisieren. Im Wintermärchen versieht er sie mit einem Seitenhieb auf Carl Mayer, Freund Uhlands und Kerners, über den er im Schwabenspiegel geschrieben hatte: „Er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer.“ In Caput III des Wintermärchens ist zu lesen:

„Zu Aachen, im uralten Dome, liegt
Carolus Magnus begraben.
Man muss ihn nicht verwechseln mit Karl
Mayer, der lebt in Schwaben.

Ich möchte nicht tot und begraben sein
Als Kaiser zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleinster Poet
Zu Stukkert am Neckarstrome.“

Im „Lied vom Tannhäuser“ spottet er:

„In Schwaben besah ich die Dichterschul',
Gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Kackstühlen saßen sie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.“

Justinus Kerners Reaktion auf Heines Polemik ist in einer kurzen Briefnotiz an Sophie Schwab vom 3. Januar 1839 erhalten. Dort schreibt Kerner: „Was sagt Schwab zu den neuen Grobheiten Heines auch gegen mich und Mayer? Ich las es nicht, sondern hörte nur davon.“ Kerner schließt im Brief folgende Verse an:

„Sänger fröhnen gern dem Neide,
Lauschet nur der Vögel Chor!
Will die Lerche singen vor,
Pfeift der Fink ihr drein , zu Leide.“

Heine und Kerner in schroffem Gegensatz? In der poetischen Grundauffassung gibt es sogar eine gewisse Wesensverwandtschaft zwischen beiden. Ich kann das hier nur andeuten. So fragt Heine etwa in der „Romantischen Schule“: „Oder ist Poesie vielleicht selbst eine Krank-

heit des Menschen, wie eine Perle eigentlich nur ein Krankenstoff ist, woran das arme Austerntier leidet?“ Mit Heines Versen ausgedrückt:

„Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!“

Im Vergleich dazu Kerners Verse:

„Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.
Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durchs gebrochene Herz.“

Heinrich Heine, Justinus Kerner und die Revolution 1848/49

Paris, Februar 1848: Die Revolution hatte gesiegt, König Louis Philippe dankte ab und Alphonse de Lamartine proklamierte die Französische Republik. Wegen seines sich verschlimmernden Nervenleidens hatte Heine den Spätwinter in der Heilanstalt Faultrier bei Paris zugebracht. Auf der Rückfahrt zu seiner Wohnung geriet er in Straßenkämpfe. Er musste aussteigen. Seine Kutsche wurde zum Barrikadenbau gebraucht.

Anders als 18 Jahre zuvor ist bei Heine keine Begeisterung für die Revolution zu spüren. Als eine Woche später die Liste der Geheimfondsgeldempfänger des alten königlichen Außenministeriums veröffentlicht wurde und Heines Namen mit an oberster Stelle stand, war der Skandal perfekt. Heine sah sich sowohl in Frankreich als auch in Deutschland harten Angriffen ausgesetzt.

Vielleicht wird von daher Heines distanzierte Haltung zur Revolution verständlicher. Gleich nach den Februarereignissen schrieb Heine in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Sie haben jetzt die Republik, und es kommt wenig darauf an, ob sie dieselbe lieben oder nicht lieben. Sie haben sie jetzt, und wenn man einmal so etwas hat, so hat man es, wie man einen Leistenbruch hat, oder eine Frau, oder ein deutsches Vaterland, oder sonst ein Gebreche.“

In einem Brief schreibt Heine am 12. April 1848: „Meine Gefühle bei dem Umschwung, den ich unter meinen Augen vor sich gehen sah, können Sie sich leicht vorstellen. Sie wissen, dass ich kein Republikaner war, und werden nicht erstaunt sein, dass ich noch keiner geworden.“

Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen völlig fremd. Ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu schwach bin, ihm die Stirn zu bieten.“

Wie passt das zusammen? Heine kein Revolutionär, kein Republikaner? Er, der Verfasser des Liedes von den schlesischen Webern oder des Wintermärchens? In seinem Gedicht „Die Wanderratten“ wird die Ambivalenz von Heines politischer Gedankenwelt sichtbar. Ich zitiere einige Verse:

„Es gibt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und die satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus.
Die hungrigen aber wandern aus.“

So eine wilde Ratze
 Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze.
 Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
 Und wünscht aufs Neue zu teilen die Welt.
 Das Gedicht endet mit der Einsicht:

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
 Behaget den radikalen Rotten
 Viel besser als ein Mirabeau
 Und alle Redner seit Cicero.

Heines Distanz zu den „radikalen Rotten“ ist die Distanz des Intellektuellen, der - wie Jürgen Habermas schreibt - zwar „eine politische Kultur des Widerspruchs“ gegen die „Institutionen des Staates“ setzt, dann aber sich zurückzieht. Heine-Biograph Fritz Raddatz meint dazu: „Er liebt die Idee einer sozialen Revolution, die „Lösung der großen Suppenfrage“, Befreiung von Armut und Despotie - und er hasst die Wirklichkeit einer politischen Revolution, ihre notwendige Grausamkeit, ihr plebejisches Element. Heine ist ein aristokratischer Revolutionär; er will dem Volke sein schweres Los erleichtern, aber er lehnt ein Volk ab, das sich nimmt, was ihm sein Eigen dünkt.“

Über den Aufstand der Arbeiter in Paris im Juni 1848 schreibt Heine seinem Verleger Campe: „Über die Zeitereignisse sage ich nichts; das ist Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn.“ Der Archäologe Ferdinand Mayer berichtet von einem Besuch bei Heine im September 1849: „Alle seit dem Februar 1848 aufgetretenen Freiheitshelden, aber auch alle, erfüllten ihn mit Ekel.“

Auch die Vorgänge in Deutschland betrachtet Heine skeptisch. Am 22. März 1848 verurteilt er die (Zitat) „unmöglichen, von übel gesinnten Tollhäuslern ausgeheckten Zauber-Revolutionen, die an den stillen Ufern der Donau und der Spree stattgefunden haben sollen.“

Fast die selbe Haltung zum revolutionären Tagesgeschehen finden wir bei Justinus Kerner, der am 24.6.1848 an Sophie Schwab schrieb: „Dieses Wahnsinnsgeschrei in allen Zeitungen, dieses ewige Geschwätz von Hecker in Frankfurt, macht einem das Leben noch ganz zum Ekel.“ Wie Heine lehnt auch Kerner die revolutionären, gewaltsamen Aktionen des Volkes ab und wie Heine setzt er sich gleichzeitig für eine Verbesserung der sozialen Verhältnisse ein. Anders als Heine ist Kerner allerdings mit der Not der Armen direkt konfrontiert. Er kommt als Oberamtsarzt in die niedrigen Bauernhöfen seines Bezirks, er kennt die Folgen der Hungersnöte, die erbärmlichen Lebensverhältnisse.

Als am 12. und 13. März 1848 die Bauern in Neuhütten und den umliegenden Dörfern sich zusammenschlossen und die Rentämter in Kreuzle, Maienfels, Weiler und Löwenstein stürmten, brachte er durchaus Verständnis für ihre Situation auf. Im Heilbronner Tagblatt vom 12.5.1848 schreibt er: „Die Regierung kann und wird sich dies nicht gefallen lassen, denn Ordnung und Fügung in die Gesetze müssen bei jeder Staatseinrichtung, auch der aller freiesten, beobachtet werden. Was aber andererseits hier sehr zu beachten und zu bedauern ist, das ist, dass in dieser Waldgegend und auch nach unten im Tal die größte Armut herrscht. ... Hunger und Kummer können zum Äußersten führen und hier ist so schleunig als möglich Hilfe zu leisten. Nicht nur die Herren der Regierung, sondern auch sonst Volksfreunde möchte ich durch diese Worte auffordern, die Not jener Waldgegend auch noch aus anderen Quellen zu erforschen und ist dann eine werktätige Hilfe nicht zu versagen. Bereit zu jeder weiteren Auskunft ist der Unterzeichnete - Justinus Kerner.“

Tags zuvor war ein Untersuchungsrichter aus Stuttgart in Neuhütten tätlich angegriffen, seine Untersuchungsakten waren vernichtet worden. Wenig später wurde Militär von Heilbronn nach Neuhütten geschickt, die mutmaßlichen Führer wurden verhaftet und nach Weinsberg ins Oberamtsgefängnis gebracht. Eine Welle der Solidarität für die Neuhüttener erfasste darauf das ganze Unterland. Am 15. Juni zogen Heilbronner Soldaten gemeinsam mit Arbeitern nach Weinsberg, schlossen sich den Demonstranten an und forderten die Herausgabe der Gefangenen. Schließlich gelang es Theobald Kerner, Führer der 4. Kompanie der Weinsberger Bürgerwehr, den Weinsberger Oberamtsrichter dazu zu bewegen, die Gefangenen nach Neuhütten überführen zu lassen. Theobald Kerner übernahm selbst diese Aufgabe, eskortierte die Gefangenen nach Neuhütten und ließ sie dort frei. Sie wurden allerdings wenig später erneut verhaftet und diesmal auf die Festung Hohenasperg gebracht, wo sie im folgenden Jahr zu längeren Freiheitsstrafen verurteilt wurden.

Justinus Kerner ist in der ersten Phase der Revolution durchaus bereit, in das Tagesgeschehen einzugreifen. Er spricht auf den großen Wahlversammlungen in Weinsberg und setzt sich für die Wahl des Murrhardter Schlossers Nägele in die Frankfurter Nationalversammlung ein. In einem anschließenden Interview äußert Kerner gegenüber dem Heilbronner Tagblatt: „Ich wünsche des Volkes wegen, dass aus dieser Versammlung ... nicht Männer aus dem Volke ausgeschlossen bleiben.“

So lange die Aussicht bestand, dass die Veränderungen auf friedlichem Wege, zusammen mit den deutschen Fürsten und nicht gegen sie, zu einem verfassten sozialen Rechtsstaat führen könnten, war Kerner bereit, sich einzubringen, so in seinem Gedicht „Der Deutschen Lösungswort“, das am 12. April 1848 auf der Titelseite des Heilbronner Tagblatts erschien:

„Doch auf, du Kern der deutschen Kraft:

Erkämpf zu Deutschlands Ruhm

Die Freiheit, die uns Einheit schafft,

Ein Haupt, ein Bürgertum.“

Kerner dachte an ein Bürgerkönigtum, in dem bürgerliche Freiheiten garantiert sind, ebenso politische Mitwirkung, bürgerliche Selbstverwaltung und soziale Reformen - ganz ähnlich wie im liberalen Bürgerkönigtum Louis Philippes in Frankreich nach der Julirevolution 1830, mit dem sich Heine politisch identifizierte. Heine war wie Kerner zeit Lebens Royalist. 1839 hatte Heine in der Augsburger Allgemeinen Zeitung geschrieben:

„Ludwig Philipp ist ein Patriot, und zwar im bürgerlichen, familienväterlichen, neufränkischen Sinne.“ In ihm sieht Heine seine Staats- und Gesellschaftsforderungen erfüllt. Eine weiter gehende Revolution ist für Heine nicht mehr nötig. 1833 hatte er dies in einem Brief an Heinrich Laube ausgeführt: „Seit aber, durch die Fortschritte der Industrie und Ökonomie, es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem - Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, dass sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffeln essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden.“

Für eben diese Ziele kämpfte Kerner, die in Deutschland allerdings noch weit entfernt waren. Am Ende des württembergischen Verfassungskampfes, in dem sich Kerner für eine freiheitliche Grundordnung eingesetzt hatte, hatte er bereits 1819 an die Fürsten appelliert: „Entfesselt, ihr Könige, die Völker vom Feudalwesen und Frondienst, richtet aufwärts ihre gekrümmten Rücken, reißt sie heraus aus dem Stumpfsinn der Gleichgültigkeit, in die sie ewige Bevormundung brachte, aus der Armut, erzeugt durch die Kosten der Bevormundung.“ Gewaltsame Umwälzungen stießen Kerner wie Heine aber gleichermaßen ab. Als sich im Sommer 1848 das politische Klima verschärfte und deutlich wurde, dass es zu keinem gemeinsamen Zusammenwirken mit den deutschen Fürsten kommen konnte, hatten sich für Kerner die Voraussetzungen geändert.

Das Bürgertum spaltete sich in einen weitaus größeren liberalen Teil und in radikale Demokraten, die nun gegen die Monarchie Front machten. Diese Spaltung zog sich quer durch die Familien. Justinus Kerner's Sohn Theobald schwenkte auf die Seite der Demokraten und hielt flammende Reden, die zu einer zweiten revolutionären Erhebung aufforderten. Am 10. September 1848 endete er seine Rede auf der Volksversammlung in Heilbronn mit den Worten: „Wenn der Freiheitssturm sich wieder erheben sollte, o versprecht mir, nein nicht mir, versprecht es euch selbst, bei allem, was euch heilig ist, dann, dann keine vielen Worte, keine langen Reden mehr, dann eine rasche, mutige Tat! Und soll ja etwas dabei gesprochen sein, dann seien es die unerschrockenen, ehrlichen Worte Brentanos: „Der, den man Hochverräter nennt, der ist mein Freund!“

Die Rede wurde mitnotiert und Theobald Kerner sollte wegen Anstiftung zum Hochverrat verhaftet werden. Rechtzeitig vorgewarnt konnte er bei Nacht und Nebel über die badische Grenze und weiter nach Straßburg fliehen. Justinus Kerner schrieb ihm verzweifelte und vorwurfsvolle Briefe und erreichte schließlich, dass sein Sohn aus dem Exil zurückkehrte und sich den Gerichten stellte.

Im Juni 1849, als die Revolution in Baden nochmals aufflammte und ein Teil der Heilbronner Bürgerwehr nach Baden zog, um den Kampf der Revolutionstruppen zu unterstützen, hielt sich Theobald Kerner zurück. Er wartete auf seinen Prozess, der sich noch bis ins nächste Jahr hinzog und mit einem Schuldspruch wegen Anstiftung zum Hochverrat endete. Theobald Kerner verbüßte anschließend eine mehrmonatige Haft auf der Festung Hohenasperg.

Kerner machte die radikalen Kräfte dafür verantwortlich, dass seine Vorstellungen von liberalen Reformen gescheitert waren. Dabei verkannte er, dass die Fürsten zu keiner Zeit bereit waren, sich dem revolutionären Druck zu beugen. Anfängliche Zugeständnisse sollten lediglich helfen, Zeit zu gewinnen, um gegen die Revolution rüsten zu können.

Heinrich Heine fasste in den ersten Strophen seines Gedichtes „Im Oktober 1849“ die Stimmung nach der niedergeworfenen Revolution in Deutschland zusammen in unnachahmlichem Stil, voller Wehmut, ironischer Distanz und sprachlicher Eindringlichkeit.

„Gelegt hat sich der starke Wind
Und wieder stille wird's daheime;
Germania, das große Kind,
Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück -
Was höher lockt, das ist von Übel. -
Die Friedensschwalbe kehrt zurück,
Die einst genistet in des Hauses Giebel.

Gemütlich ruhen Wald und Fluss,
Von sanftem Mondlicht übergossen;
Nur manchmal knallt's - Ist das ein Schuss? -
Es ist vielleicht ein Freund, den man - erschossen.“